

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 162 (1883)

Artikel: Monaco

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

als säß' er auf dem schnellsten Renner. Doch ist er etwas daumelig und arbeitet sich, so groß er ist, mit den Flügelarmen eher wie ein Schneidervogel, als wie ein gewandter Reiter vorwärts. Nun laß dich näher betrachten, du Apparter! Nein, das ist kein Sperberauge, es fehlt ihm das Feuer. Und der Schnabel, der gehört ja ins Hühnergeschlecht; die Zunge ist fast so fleischig wie beim Papagei, aber ganz platt, und Füße und Klauen noch schwächer als bei einer Elster. Ja, da juckts, da steckt der Held. — Und was ist denn der langen Rede kurzer Sinn? Kukuk! Kukuk! und immer Kukuk! Seinen eigenen Namen ruft er aus und dazwischen wird etwas unrein geschnurrt und gefistelt. Wohl merkt man's ihm an, daß er nicht gehörig unter väterlicher Zucht gestanden, und schlechte Schule besucht haben muß; stammt er doch aus dem Neste des Röhrschirms oder gar eines Baumkönigs. Datirt sich etwa daher sein Adel, sein Muth, seine Beredthamkeit? Wie ist er in die kleine, fremde Hütte gekommen, wie in dieser groß geworden? Das ist fast ein Räthsel. Er wird von dem fremden Vogel ausgebrütet, und kaum ist er aus dem Ei gekrochen, so sperrt er schon den Schnabel auf, läßt sich füttern und pflegen, drängt, wenn er noch blind ist, mit dem breiten Hintern seine Stiefbrüderchen aus dem Neste, um besser Platz zu nehmen. Er schreit ohne Aufhören, brandschatzt ungestüm Erzieher und Vormund, die ihm nicht genug zuschleppen können, wird dick, grob und groß. Verläßt er endlich das Nest, kann stehen, setzt sich auf einen Ast und lärmst, so eilen die Nach-

barn herbei, begaffen das Wunderkind und bringen ihm Vielerlei mit: der einen Schmetterling, jener eine Mücke, dieser ein Würmchen. Der Verwöhnte nascht von Allem und schreit über Alles.

Ist er nun aufgewachsen, so streicht er sich davon, behütet seine Eltern nicht und läßt weiter nichts mehr von sich sehen noch hören. Er macht sich auf ins Weite und treibt es eben nicht am Schönsten, besucht bald dieses, bald jenes Nestchen, das der Ammer und das der Lerche, alle acht Tage ein neues; fehrt beim Kernbeißer ein, bei der Bachstelze, und statt zu zählen, zu danken, schiebt er jedem ein Ei unter, und keines gleicht dem andern. Sein Gefieder wechselt häufig. Sein Ruf erschallt nur bis zur Ernte; auch ist er ein Zugvogel. Gefällt es ihm nicht mehr an einem Ort, so reist er bei Nacht in ein fremdes Gau, weiß da gleich Bescheid und hält es für sein Vaterland. Es geschieht indessen bei wirren Zeiten, daß er sich verrechnet und verpätet, alsdann Zuflucht in einem hohlen Baume oder in zerfallenen Mauern sucht. Wohl schlägt er noch zuweilen, bei hellem Mondenschein und Sternenlicht, ungeduldig mit den Flügeln, springt in die Höhe und sperrt den Schnabel auf; allein er altert und in die Lüste schwingen kann er sich nicht mehr. Da sitzt nun der Held und Sprecher, von seinen früheren Freunden verachtet, niedergeschlagen und halb erfroren, die Federn geknickt und zerrauft. Er kaut an Stummeln, kann nichts mehr singen, vergißt am Ende sogar seinen eigenen Namen, und wird dumm; nur boshaft und gebräßig bleibt er bis ans Ende seiner Tage.

Monaco.

Was ist Monaco? wird ein Theil unserer Leser fragen, wenn er das hübsche Bild ansieht? Die jüngeren unter diesen werden sich vielleicht aus der Schule und der Geographiestunde her der kurzen Antwort erinnern: Monaco ist ein kleines Fürstenthum am Golf von Genua, 15 Quadratkilometer groß mit 5400 Einwohnern. Es steht unter dem Schutz des Königs von Italien. Aber warum denn wegen eines Fürstenthümleins in Taschenformat so viel Wessens machen? Hä! weil das Wort „Monaco“ eine Hölle bedeutet mitten in einem Paradies. Es ist die Heimat der Sonne, der Bananen, der Catanen, des japanischen Mistelbaumes, der Aloe, des Lorbeers und der Rosen;

aber es sind gefährliche Schönheiten. Die Rosen von Monte Carlo, den du im Bilde siehest, duften besser und sehen üppiger aus als andere, aber sie haben auch mehr Dornen. Monaco ist das Zauberwort, das jeden Spieler elektrisiert. Monaco ist die privilegierte Spielhölle Europas. Nachdem ähnliche Anstalten in der Schweiz und in Deutschland von Gesetzes wegen geschlossen worden, hat sie eine Zuflucht gefunden auf dem schönsten Fleck Erde — die Hölle, die in einem Paradiese liegt, buchstäblich. Machen wir Monaco einen Besuch von Nizza aus, weg von der auf- und abwogenden Menschenmenge, dem Lärm, der Bewegung nach Monte Carlo mit seiner äußern und äußerlichen



Monaco.

Ruhe und Stille, aber mit dem Toben der Leidenschaft unter versteckender Glätte, Sammet und Seide. Auf dem Platze vor dem Casino, in den Gärten, auf der Terrasse, die den Ausblick auf das Meer gewährt, regt sich nichts. Drinnen wühlt der Spieler schweigend mit zitternder Hand in seinem Golde, betastet seine Banknoten, fragt sich, ob das Glück ihm lächeln oder das Unglück ihn verfolgen, ob er alsbald reich oder arm, gerettet oder zu Grunde gerichtet sein werde. Schweigend wandelt derjenige auf und ab, der Alles verloren hat, der nicht weiß, wovon er heut essen wird, und nicht, wie er in seine Heimat zurückkehren soll. Schweigend zählt in einem Winkel Einer sein Geld; er hat Furcht, seinen Gewinn zu zeigen; er überlegt was er mit all dem Geld anfangen soll, und baut Luftschlösser auf den Sand. Hier und da entsteht einige Bewegung. Ein Landauer fährt heran; er bringt Reisende. Ein Omnibus, überladen mit Gepäck, bringt Vornehmere für das „Hotel de Paris“. In einem geschlossenen Wagen macht der Fürst von Monaco seine tägliche Spazierfahrt bis an die Grenze seines Landes. Auf einem großen, gelb bemalten, mit vier Pferden bespannten Wagen steht zu lesen: „Employés de l'administration,“ darunter sind Croupiers, Bankhalter verstanden. Diejenigen, welche die weiße Kugel in das Rohr der Roulette werfen, und diejenigen, welche die Spieleinsätze einziehen. Nähern wir uns dem Spielzeug, das Roulette heißt. Etwa zwanzig Menschen sitzen um jeden Roulette-Tisch. Wenigstens fünfmal so viel Leute stehen hinter ihnen, drängen sich vor, um einen Napoleon, eine Banknote oder einen Fünfliber auf eine Nummer zu setzen. Alle Stände, alle Nationalitäten sind hier vermischt, ein Taschendieb neben einem Lord. Ein Bankier, der so oft er einsetzt, das Höchste, 12000 Fr., gewinnt; sein Nachbar, ein Spieler, der seinen Rock bis unter das Kinn zugeknöpft, damit man den Mangel eines sauberen Hemdes nicht bemerke. Auf den Stühlen, rings um die Tische, sitzen wunderliche Figuren. Der „Professor“, der die Absicht hat, Schüler im Roulette-

Das Glück des Mannes kann nicht etwas sein, o Sohn,
Wo einer wenig hat, und einer viel davon.
Das Glück muß etwas sein wie Lust und Licht und Leben,
Das Allen allgemein, ist Allen gleich gegeben.
Nicht Reichtum kann es sein und Macht und solche Gaben,

Spiel auszubilden; der „Platzhalter“, der für seine Klienten Notizen macht — von wegen der „Berechnungen“ sehr wichtig; die alte „Amulett-Besitzerin“, die, bevor sie setzt, mit einer Hand ein durchlöchertes Geldstück oder ein Endchen vom Stricke eines Gehenkten drückt; der „Spieler nach einem System“, umgeben von Papier, Bleistift, Stecknadeln, überzeugt, daß er die Bank sprengen wird, inzwischen aber konsequent verliert. Zwischen den Tischen von einem Salon zum andern wandeln Neugierige beiderlei Geschlechts, die Spielinspektoren, die Damen, die sich gern ein gutes Essen möchten bezahlen lassen, die Herren, die eine Gefährtin für eine Mahlzeit suchen, die Diener in großer Livree, die nach einem Anleihen Auslungen... Was geht im Salon vor? Man drängt sich, man flüstert, man zeigt mit Fingern auf Jemanden. Es ist ein Pariser Bankier, der 200,000 Fr. gewonnen hat und nun mit seiner Beute sich zurückziehen will. Wird der Sieger von heute wiederkommen, um sich besiegen zu lassen? Höchst wahrscheinlich.

Es schlägt 8 Uhr. Ein Glockenzeichen kündigt den Beginn der Theatervorstellung an. Die Klugen; Diejenigen, welche Alles verloren haben; die Einwohner von Nizza und Mentone, welche das Spiel verabscheuen, begeben sich ins Theater. Bei Gesang und Musik ruht man vom Spiele aus. Wer verloren hat, tröstet sich; wer gewonnen hat, berauscht sich an den holden Klängen, gibt seinen goldenen Träumen Audienz und glaubt, Frau Fortuna ein- für allemal festzuhalten in seinen Armen.

Ich könnte noch viel erzählen von dieser Hölle, die in einem Paradiese liegt; aber ich will keinen meiner Leser in Versuchung führen. Lieber an den altmodigen Spruch erinnern:

Geh' ohne Ursach nicht zur Stadt, weil sie so theures
Pflaster hat.
Vermeide alles Prozessiren, und laß zum Spiel dich nicht
verführen.
Das Lotto raubt dir Fried und Ruh und führt dem Armen-
haus dich zu.

Wovon den Einen fehlt, so viel die Andern haben.
Nicht Weisheit kann es sein, und Kunst, zu deren Stufen
Die Wen'gen kommen, die besonders sind berufen.
Nur gut sein, ohne Gross, ist höchstes Gut des Mann's,
Weil gut sein Feder soll, und wer es will, der kann's.